

Allzu schneller Rücklauf

Mit betrügerischer Leichtigkeit und ahnungslos sind Gert Jonke und ich einander (vor Jahren) ein letztes Mal begegnet. Im einem Zug der Westbahn, zwischen Linz und St. Pölten (Orte, die er nicht erfunden hat. Sonst hat er aber alles erfunden), ich war eingenickt und bin aus dem Leichtschlaf hochgeschreckt, da habe ich ihn durch die gläserne Abteiltür hindurch gesehen. Es traf sich irgendwas, das noch außer mir war (ich war noch nicht ganz da, aber auch nicht ganz weg, habe den Gert aber sofort erkannt), er war nicht außer sich, außer mir hat er niemanden dort im Abteil gekannt, mußte er auch nicht, es war ohnedies alles von ihm, alles war von ihm erfunden; ich wollte aufstehen und zu ihm hinaus auf den Gang, und er hat gesehen, daß ich etwas ver-rückt bin, noch nicht ganz in der Wirklichkeit, und er hat eine begütigende Bewegung gemacht: Schlaf weiter! Jetzt schläft er, sehr viel weiter. Ich habe ihn seither nicht mehr wiedergesehen. Aber bei ihm hat man sich ja immer sofort in seine Dimension hineinkatapultiert gefühlt, und so erscheint dieses Treffen wie mitten in seiner Dichtung angekommen, nur hatte das Leben in diesem Fall keine Zeit, die Dichtung auch fortzuführen, und die Dichtung hatte fürs Leben dann auch keine Zeit mehr. „Wir haben uns sofort erkannt“, schreibt er in „Freier Fall“, alles weitere, was er danach schreibt, stimmt nicht, sage ich, als Teil seiner Dichtung, als von ihm bloß erfunden (er hatte keine Zeit mehr mich auszuradiieren), denn wir sind uns zwar „immer nur ganz kurz begegnet“, also dieses eine Mal jedenfalls nur so kurz, aber unsere Augen haben einander nichts versprechen müssen, denn wir waren ja sicher, daß wir einander schon wieder mal begegnen würden, und zwar nicht um einander „ganz genau zu treffen, und vielleicht hinkünftig gemeinsam weiter und so“, es wäre über ein Einander so vieles zu sagen, doch der Film ist von Linz nach St. Pölten und dann weiter nach Wien gelaufen, gerannt – rette sich, wer kann, wer nicht kann, der halt nicht –, und so haben wir einander (ungerettet, erfunden, ausgedacht, verlorene Fassungen, die außerdem noch verworfen worden sind), nicht mehr gesehen. Der Film ist gelaufen, ohne sich in Sicherheit bringen zu können, und dann ist er (das kommt natürlich auch vom Gert) rasend schnell zurückgespult worden, der ganze Film wurde wieder zurückgesogen, in den Vorführapparat zurückgerissen, der ihn am Ende geschluckt hat, aber so, daß die Zuschauer deprogrammiert worden sind, der Film, der vorhin noch wie Haar vom Kopf auf die Schultern gefallen war, ist in ihnen, den Zuschauern, durch das Rückspulen sozusagen weggelöscht worden, sodaß manche am Schluß an der Kasse ihr Geld zurückverlangt haben, wie der Dichter berichtet; sie hatten eine Kinokarte gekauft, aber sie hatten ja nichts gesehen, obwohl sie alles gesehen hatten, was bloß in ihnen nachträglich wieder zerstört worden war. Doch sie hatten nicht einfach vergessen, was sie gesehen hatten, es wurde in ihnen gelöscht dadurch, daß der Film zurückgefahren, rückwärtsgelaufen ist. Ein Akt des nachträglichen Verschwindens, obwohl das Verschwundene doch eben noch da war, wie im Traum, der vom Erwachen gelöscht wird. Er war da, der Traum, und manchmal erinnert man sich und manchmal eben nicht. Man weiß, man hat geträumt, aber alles, was sich dabei abgespielt hat, ist im Aufwachen deprogrammiert worden; diese ganzen, oft sehr aufregenden Geschichten, die da in den Kopf projiziert wurden, sind vom Wachzustand aufgefressen worden. Manche von ihnen durften, wahllos aus dem endlosen Vorrat an Gehirnfilmern, eine Weile weiter Wirklichkeit vortäuschen, andre mußten für immer verschwinden. Es hat sie nie gegeben, weil man sich an sie nicht mehr erinnern kann.

Wir, Gert und ich, sind damals im Zug vorwärts gefahren, keiner von uns hat an ein Fenster gehaucht, um (von der andren Seite her nur in Spiegelschrift lesbar) seine Telefonnummer auf eine mattfeuchte Fensterfläche zu schreiben. Wir hatten beide die Nummer nicht, keiner die vom anderen. Wir waren beide nicht zu erreichen, jedenfalls nicht füreinander und voneinander. Schnell genug mitschreiben: Das wärs gewesen! Aber keiner ist schnell genug, sich dem wahnwitzig schnell rückwärtslaufenden Film,

der gleichzeitig alles auslöscht, was in der Zeit nach vorn geschritten ist und Bilder auf die Zuschauer geworfen hat, entgegenzustemmen und den Zug der Zeit wieder nach vorn zu richten, ihm die Wadeln nach vorn zu richten, sodaß man weiß, wohin man geht, aber trotzdem in die andre Richtung läuft, obwohl man gar nicht will. Der Tod ist ein Losfahren. Ein Fahren mit und gegen uns, bis wir in eins zusammenfallen und weg sind. Mehr wissen wir nicht. Keiner kann eine Nummer notieren. Es war alles drin, jetzt ist es weg, obwohl es ganz sicher drinnen war. Gert Jonkes Dichtung hätte sowas mit Leichtigkeit festhalten können, aber für ihn ist das jetzt alles fort, und er ist mit sich mitgegangen. Die Filme, die er gesehen hat, die Sätze, die er eigens ausgebildet hat, damit sie irgendwas können: fort. Das kann ich kaum aushalten, obwohl es normal ist. Gert Jonkes Dichtungen sind kaum auszuhalten, aber normal sind sie nicht. Das war kein Dichter des Normalen, der hat keine Pullover aus Worten gestrickt, die man wieder auftrennen kann. Ihn und mich hat damals nur eine Glasscheibe getrennt, und jetzt trennt uns alles. Aber was er an Sätzen zusammengefügt hat, das ist zwar von ihm getrennt, aber das braucht ihn nicht mehr. Er hat eine Kunst des Selbständigmachens von allem erfunden, ja, genau, erfunden! Ich weiß kein andres Wort dafür. Es ist mehr als Dichtung. Es ist ein Weltmachen, und die Welt macht eh schon dorthin, wo sie hinmachen will, und wir versinken in ihrer Scheiße. Aber wer macht die Welt, die dann wo hinmacht, wohin?

Einer wie Gert Jonke hat das gemacht, und er macht es immer noch, wenn man ihn liest oder auf dem Theater anschaut, wo die Texte dahinrinnen, ohne daß man ihnen Staumauer oder Glasscheibe oder Luft entgegensetzen könnte. Sie müssen ja auch gar nicht mehr werden, um sich irgendwann zu ergießen und etwas Produktives zu tun, Strom erzeugen zum Beispiel. Weniger können sie gar nicht werden, nicht einmal, wenn sie sich anstrengen. Gert Jonke schafft die Welt, sie kommt einem manchmal bekannt vor (meist nicht), weil in ihr alles möglich ist und auch vollkommen selbstverständlich geschieht, und wenn der Gert jetzt in einer solchen Welt ist, wo alles möglich ist, dann hat er sie gewiß auch noch selber geschaffen. Nur kann sie derzeit nicht rückwärts laufen, weil es ein Derzeit nicht gibt, es gibt nur die Zeit, und die ist jetzt weg. Das ist gut, sonst würde sie möglicherweise sein eigenes Gesagtes vielleicht in uns, in diesem Rückwärtslaufen, wieder auslöschen. Gert Jonke ist also der Dichter, der die Welt gemacht hat, und er ist der Dichter, der auch den Ort für die Welt gemacht hat (Kunststück! Ja: Kunststück. Wo er doch alles gemacht hat!), und diesen Ort kann nur er selbst benennen, er benennt also und benennt, aber wir wissen den Namen immer noch nicht, wir wissen nur, was dort geschieht. Weil er es uns sagt. Da geht ein Fremder, den ich zufällig kenne, in einem nach vorn fahrenden Zug (nein, rückwärts fährt er nicht, oder vielleicht doch? Vielleicht ist dieses Vorwärtsfahren ja in Wirklichkeit ein Rückwärtsfahren, und ich merke das nur nicht?) am Gang an mir vorbei, wir treffen uns kurz, einen Augen-Blick, denn nur unsere Augen treffen einander, er deutet mir begütigend, und das muß man wörtlich nehmen: gütig, in seiner Güte deutet er mir, weil er mich nicht ganz aufwecken will, ich soll weiterschlafen. Gegen ihn, der in Fahrtrichtung weitergeht, wahrscheinlich in den Speisewagen, wo aber die Leute gefressen werden anstatt selber zu essen (so würde es bei ihm wahrscheinlich weitergehen, hätte er darüber geschrieben), bleibe ich picken, bleibe ich an meinem Platz, von dem ich, schlaftrunken, nicht wegkomme. Das ist vielleicht das Bild: Wir bleiben schlaftrunken kleben, während er längst woanders zusammenkommt, mit allem, was er sich gedacht hat, und damit wird er in drei Leben nicht fertig werden, es sei denn, das alles würde in rasendem Lauf rückwärts gespult werden, und er selbst könnte sich dabei vergessen. Hat sich da etwa einer vergessen? Nein, und wenn, dann der Falsche. Das Vergessen kann in diesem Fall nicht möglich sein. Soviel, wie er sich ausgedacht hat, kann nicht gelöscht werden, in keinem, nicht einmal in ihm, nicht einmal jetzt, da er tot ist. Was aber auch nicht sein kann, wo doch soviel von ihm da ist. Mehr als er je hätte sein können, er hat sich ja mehr ausgedacht, als je einer hätte in sich sein können. Von irgendwo muß er es ja herhaben! Aber von wo? Er war zu mehreren. Soviele Leute wie er hätte man nie

treffen können, man müßte sich in Gruppen versammeln, um einen wie ihn zu erwischen. Es ist durch ihn hindurchgegangen, das mußte es wohl, denn in einen allein hätte gar nicht soviel hineingehen können wie wieder herausgekommen ist.

Elfriede Jelinek

Gert Jonke, dem ich ewig hätte zuhören können

„Heute Nacht hab ich mein Stück fertig geschrieben“, sagt er. Wochenlang nichts als ein Sich-Schinden, Herumprobieren und Herumdenken, und nichts entsteht, nichts geschieht, nur das Näherrücken des Abgabetermins, und erst dann, knapp vor der Katastrophe, die Idee, und dann durchgeschrieben die Nächte in einem Karacho, und hier ist das Stück und auch schon abgegeben.

Wunderbar. Diese Arbeitsleidenschaft, dieses Nicht-Nachgeben-Können und Nicht-Nachgeben-Wollen, dieses unermüdliche Phantasien- und Spracheentwickeln, diese Verschwendungslust und Verschwendungsfähigkeit, um an das Eine, Notwendige heranzukommen, um die Idee zu erzeugen, das Aufblitzen jener Idee überhaupt erst zu ermöglichen, die nicht nur eine Idee ist, sondern ein Zustand, ein Ort, von dem aus man plötzlich all das sieht, was noch keiner gesehen hat, ein plötzliches Wissen um eine Form, aus dem allen man die Kraft dann endlich beziehen kann, Sprache und Phantasie loszutreten, sie ausbrechen zu lassen aus den engen Kammern und Köpfen – und es war immer ein Ausbrechen bei Gert Jonke –, um alle Qual, alle Welt vergessen zu machen und sie mit größerer Klarheit neu und ganz anders zu erfinden, diese Erregung aus den Schreibnächten, diese fröhliche Aufgewühltheit, diese helle Freude und Frische, die Gert Jonke an diesen stilleren Nachmittagen im *Café Engländer* oder im *Café Ritter* immer noch ausstrahlte und mitzuteilen in der Lage war in der Art, wie er davon berichtete, begeisterte mich, legte mir jedes Mal aufs neue nahe, keine Zeit zu verlieren, heimzufahren und selbst mit der Arbeit zu beginnen, mit ähnlich draufgängerischer Erfindungswut, wie ich sie bei ihm empfand.

Und auch wie Gert Jonke darauf beharrte, jener Autor zu sein, der er sein wollte, seine Literatur zu machen, unbeirrt vom Marktgeschrei rundum und gegen dieses Marktgeschrei, seine Sätze mit Lust voranzutreiben, laufen zu lassen, verspielt und mit großer Übersicht, und seine Wirklichkeiten Wort für Wort aufzutürmen ins Unermessliche, für die taubgeschrienen Ohren der Unterhaltungsleser bis ins Unverständliche und Unerfahrbare, hinein ins genau konstruierte Chaos seiner Bilder- und Wirklichkeitserfindungen, und wie er mit Energie und Entschlossenheit die Mühen in Angriff nahm, die nötig sind, um sich mit der Sprache und der Phantasie hinauszukatapultieren aus den Gemeinplätzen und der Schwere der Dinge, die einen in den Boden drücken, und daß ihm das bewusst war und daß er darüber sprach und daß er nicht nur darüber sprechen konnte, sondern es auch fühlbar machen, das gefiel mir, dem hätte ich ewig zuhören können.

Und wie er seine Arbeits-, Sprach- und Phantasieleidenschaft fühlbar machte bei seinen Lesungen, davon wissen alle zu berichten, die ihn gehört haben – diese öffentlichen Inszenierungen des Triumphs seiner Sätze und Phantasien über die öden Inszenierungen der Alltagssprachen und dessen, wovon sie reden, und auch des persönlichen Triumphs, diese Höhen der Sprache und Phantasie aus eigener Kraft letztendlich spielend doch noch geschafft zu haben. Diesen emphatischen, triumphalen Ton seiner Lesungen holte er aus seinem Text, diktierte ihm der Text, in dem dieser Triumph immer mit eingearbeitet ist, und dem sich nicht nur der Autor, sondern auch der Leser, die Leserin schwer entziehen können.

Denn daß Schreiben von Literatur eine Existenzform nicht einfach ist, sondern zu sein hat, das heißt,

daß sich die Existenz des Autors jene Form ständig zu geben hat, die es überhaupt erst ermöglicht, Literatur zu erarbeiten, hat mir Gert Jonke nicht nur gesagt, er hat es mir, so wie ich ihn kannte, in jedem Moment als Person, als Autor auch vorgeführt – mit viel Witz, mit großer Heiterkeit, mit unendlicher Geduld und Freundlichkeit.

So hatten wir viele lustige Stunden bei Augsburgern mit gerösteten Erdäpfeln, die er gerne aß, der Gert, bei viel Kaffee und Red Bull.

Gustav Ernst

RealTraumSequenz mit Gert Jonke

da hat uns soeben ein arachnophiler Ulrich Janetzki (nebenher über den 3 Jahrzehnte toten Konrad Bayer wie von einem lebenden Intimus sprechend) im Kastenfenster der LCB-Villa abseits des WannseeUfers auf seine liebevoll gepflegte, zumindest von Reinigungsmaßnahmen ungestört gelassene Spinnenzucht verwiesen, während in synchronem Erinnerungsblitz der düstere Gerald Bisinger am gleichen Ort nebenan wie automatisch zur griffbereiten Kommodentür faßt und diese schon halb geöffnet hat, was keine raren Manuskripte oder andere LiteraturZimelien zum Vorschein bringt, sondern den Blick auf eine Batterie von Bierflaschen und Bierdosen freigibt, woran sich der Hausherr auch gleich selbst bedient, während wir auf die nachträglich freundlich-stumme Angebotsgeste in unsere Richtung hin nur betreten reagieren zu können meinen, und kurz darauf hört man in einem Parterresaal in die öffentliche jetzt nochmalige Lesung der mittlerweile Siegertexte so einer preußischen SeehandlungsPreis Veranstaltung hinein, nämlich in die zwei vorher noch ungekrönt von Ingo Schultze und Reinhard Jirgl im Jury- und KollegInnenkreis vorgetragenen und hochgelobten späteren Buchtextausschnitte, wogegen etwa des Mitbewerbers Gert Jonkes sprachlogische Satztraden bereits in diesem Stadium der öffentlichen Befassung als austriakische Skurrilität mißverstanden worden sein dürften, eine gängige Fehleinschätzung, die sich tags darauf auch im Veranstaltungsbericht einer Berliner Tageszeitung wiederfinden könnte, wobei der klaustrophobe Eindruck vor Ort nicht von der Hand zu weisen ist, nämlich die deutliche Vorstellung, daß das Publikum jetzt die gleichen gekonnt und glattgemachten deutschdeutschen Erzählungspassagen immer wieder über sich ergehen lassen müsse, ohne den Raum und die Villenräume des Würgeengels jemals wieder verlassen zu können, wobei von Verena Auffermann und Elke Schmitter zwischendurch Partikel ihrer *statements* eingespielt werden würden, während Sigrid Weigel mit spürbar innerem Strahlen regungslos auf ihrem Platz verharrte und trotz der aussichtslosen Situation innerhalb und abseits der Darbietung eine seltsam positive Energie auszustrahlen imstande zu sein schiene, doch da finden wir uns bereits zu dritt im Freien auf dem Kiesvorplatz der Auffahrt zur Villa (angeblich einem ehemaligen Besatzungssoldatenbordell) wieder, mit gewichtigem Handgepäck forteilend, und im beidseitigen AugenwinkelBlick vermeinen wir (Gert Jonke und ich) synchron jetzt förmlich zu spüren (ohne irgendwie eingreifen und den Fall gar verhindern zu können), daß der famose Wendelin Schmidt-Dengler (zwischen uns respektive einen Schritt vor uns gehend) jetzt gleich stolpern und hinstürzen würde und also auch schon gestolpert und bäuchlings auf die Kiesfläche zu liegen gekommen ist, doch nahezu im selben Moment in seiner Geistesgegenwart auch schon wieder aufzuspringen imstande war und sich seine blutende Stirnwunde flugs bepflastern hat lassen, als handele es sich um eine minimale LeseUnterbrechung in einer okkupierenden WeltLektüre, die man mit einem roten Merkkleber für spätere FormulierungsÜberprüfung rasch zu markieren habe

Bodo Hell

Ja, das Leben ist kurz, so kurz wie einmal den Graben hinauf und hinunter

Gruß aus Kreenheinstetten

*In Erinnerung an den einzigen Gert Jonke
Valentinstag 2009*

1.
Für alles hatten wir einen Satz, selbst für das Nichts. Ja, das Leben ist kurz, so kurz wie einmal den Graben hinauf und hinunter. Das hätte meine Großmutter gesagt, wäre sie Wienerin gewesen. Sie kam aber aus dem Nachbardorf von Abraham a Sancta Clara: Kreenheinstetten auf dem Heuberg, das ist eine Gegend unweit der Donauquelle, die nun gelegentlich auch Fleckviehgau oder Schwäbisch-Mesopotamien heißt, da, an der Stelle, wo der Rhein von Österreich her und die Donau auf dem Weg nach Wien und weiter am nächsten zusammenkommen, um aneinander und voneinander davon zu fließen. Wir Heuberger, lange genug Habsburger, stammen auch alle irgendwie von Abraham ab, und haben Verwandte im fernen Wien, Abraham a Sancta Clara zum Beispiel, eine sonderbare, ferne Verwandtschaft, gewiß. Wien liegt von uns aus auf halbem Weg nach Cernowitz, und wir liegen, von Wien aus gedacht, auf halbem Weg nach Paris. Und Gert Jonke liegt nun, von meinem Leben aus gedacht, auf dem Zentralfriedhof.
Dritte Person, Indikativ Präsens: er liegt. Da liegt er nun.
Da las ich nun:

Gert Jonke war ein bedeutender...

Besonders schmerzte mich in diesem Satz das „war“.
Soll es nun wirklich vorbei sein? Nie mehr dieses fragende Lächeln, als Dreingabe auf etwas schön gesagtes einfach Gescheites? - als wären es Dementis und Affirmationen zugleich? – Dieses unerbittliche „war“, dieser Imperfekt! Ich liebte immer den Konjunktiv und seine Wälder und zöge den Konjunktiv jedem Juristen vor, der alles im Indikativ sagen kann und weiß, wie es ist. Ich liebte immer den Perfekt und sein: „ist gewesen“, den Perfekt, sein „ist“. Gert Jonke ist.
Ach, die Menschen. Und um sie ging es doch in seinen Sätzen.
Entschlossen und aufrecht, so machte er sich davon. Ich – das ist die Einzahl von „wir“ – sehe ihn noch, wie geradlinig er sich immer auf den Weg machte.

Es kam aber noch einer aus Meßkirch nach Wien, so 150 Jahre später, und der – er hieß Conradin Kreutzer – komponierte dort das berühmte Hobellied, das es auch, wie es sich für Wien und Menschen, die das Leben ernst nehmen, gehört, mit dem Tod zu tun hat.
Ich weiß nicht, ob Jonke es mochte, ich habe ihn nie danach gefragt, sowenig wie nach Abraham, und in beiden Fällen glaube ich: eher nicht.
Das Hobellied ist noch so ein Lied für die Leute, die sich ein Leben lang herumstreiten. Doch die Erinnerung an das, was beinahe das Glück gewesen wäre, das ist das Kapital dieses Dichters namens Jonke. Weiß Gott, woher dieser Name kam, der in meinen süddeutschesten Ohren immer sehr norddeutsch klang, ich hätte ihn einmal fragen können, aber nun ist es zu spät, ich weiß nur, daß er ein

Dichter war, denn das war er, ein Dichter, ob Theater, Roman oder Leben, ein Dichter, und wird es bleiben, und seine Sätze waren eine Hochzeit aus Wort und Klang, und sind es, eine Musik, und werden es sein, eins sein. Ich konnte ja, anders als im Hobellied, das ja ein Streit um das Glück ist und in einem großen Nichts mündet, als ‚Subtext‘ von Gert Jonkes Sätzen immer, immer ein großes Ja, trotz allem, heraushören, selbst zum Ende, wie bei Schubert. Das lag nicht nur an mir, und weil ich so gestimmt war, bin und sein werde, nach oben hin offen, als wäre es die Richter-Skala. Im Werk Jonkes ist das, was nicht hat sein sollen, doch wahr geworden und bleibt da, für immer, und lässt mein Herz aufleben, nun, da alles vorbei ist, für immer.

Wir sind, wenn wir lesen, wie auf einem immerwährenden Nachhauseweg, und wäre es der Zentralfriedhof.

2.

Fast alle Sätze dieses Barockmenschen, der es mit der Pest und dem Tod des Menschen durch den Menschen („Belagerung Wiens“ 1683) zu tun hatte, beziehen sich, wie es sich für Wien vielleicht schon immer gehörte, auf den Tod:

Die Welt ist ein Meer
die Menschen sind die stolzen und aufgeblasenen Wellen,
das Ufer ist der Tod.

Die Kapuzinergruft und der Zentralfriedhof, den es damals noch gar nicht gab, wo Gert Jonke nun, wie es heißt: ruht, ist sein größtes Fest beziehungsweise Triumph.

Abraham a Sancta Clara – Gert Jonke, zwei, die nicht zusammenpassen und zusammengehören, und doch: Schon die äußeren Daten sind fast parallel, nur um 300 Jahre versetzt, beider Leben endete in Wien, das zwar auch die Welthauptstadt der Musik und der Heimatfriedhöfe ist, wenn auch anderswo musiziert und gestorben wird, wie in Kärnten oder auch in Kreenheinstetten. Der eine kam aus Kärnten, geboren 1946, kurz nach dem Ende des sogenannten 2. Weltkriegs, der andere aus Kreenheinstetten, 1644 mit Alpenblick das Licht der Welt erblickt, kurz vor dem Ende des sogenannten Dreißigjährigen, also beide von Anfang an mit dem Tod im Genick, und beide gestorben in Wien, der eine 1709, der andere 2009, jetzt, und noch lange nicht verschmerzt. Glaubte ich an die Wiedergeburt, was niemals der Fall sein wird, dann könnte ich auf den Gedanken kommen, daß ein guter Gott dem polternden Abraham noch einmal eine Chance gegeben hat, und dieses Mal glückte es. Sie lebten und starben in Wien, in einem Abstand von 300 Jahren. Und wir leben vorerst weiter.

Auch Jonke ist so ein Barockmensch. der es mit dem Tod zu tun hatte, ein Leben lang, auch sprachlich, und das alles in Wien. Aber GENAUSO – das ist gewiß – hatte er es in seinen Sätzen mit dem Leben zu tun, auch meinem. Gelächter und Schmerz von unterwegs sind ODER waren dabei oftmals nicht auseinanderzuhalten, ja fallen zusammen wie bei der Liebe. Und wenn wir lasen, träumten wir auch immer ein wenig. Und ein wenig lachten und weinten wir auch.

Wenn es schon keine Menschen fürs Leben gibt, so gibt es doch Sätze.

Ich lese wieder den Nachruf von Jochen Jung, ach Gert! –

Was sind schon 60 Jahre!

Wär 's nicht am offenen Grab gewesen, würde ich ‚schön‘ sagen, nachgerufen auf dem Zentralfriedhof zu Wien, und gehört vielleicht von Gert Jonke, der, wenn überhaupt, ganz oben, sagen wir, in den Gefilden der himmlischen Musik sein musste – und nicht unten.

Ja, die Dichter und ihre Bücher haben es meist mit dem zu tun, was nicht mehr ist. Und manchmal können das die geeigneten Leser nachempfinden.

Gert ‚war‘ und ‚ist‘ und ‚wird sein‘ : – Tolle legge! Nimm und lies!

Damit das, was wir lesen und schreiben, nicht allzu schwer wird: denn das ist ja auch der Grund all dieser weinseligen Lieder, es ist wie in jenem unsterblichen Heurigenlied:

„Es wird a Wein sein. – Mir werden nimmer sein.“

Auch deswegen singen wir. Auch davon.

Ich weiß nicht, ich habe ja nie mit ihm über „Es wird a Wein sein – Mir werden nimmer sein“ gesprochen, weiß nur von ihm, dass er die Lieder, die da gesungen wurden, wo er herkam, gar nicht leiden konnte. Ich weiß es von ihm selbst, dass er solche Lieder gar nicht leiden konnte, wie man sie in Kärnten singt und hätte mich, diesem Jonke, der solche Ohren hatte, niemals getraut zu sagen: „Aber manches Lied ist doch so schön, dass ich es gerne auf meiner Leich hörte.“

Ich sehe ihn noch dastehen, wie er schaute, und dabei ganz leicht seinen Kopf zur Seite neigte, fragend schaute, und auch antwortend, sich freuend vielleicht und auch getroffen.

Sehe ihn noch dastehen, nach oben schauen, weiß nicht, es war nach innen und außen, ein Paradiesvogel auf dieser Welt, und wir sahen es, es war, zum Beispiel, in Villach, Gert Jonke, Christl Sennewald, zum Beispiel, und ich. Er trank etwas, das ein Getränk sein sollte, und ich noch nicht kannte: Redbull, das heißt, er muß doch irgendwie an die Zukunft geglaubt haben. Und wir lachten. Aber nicht wegen Gert, sondern nur wegen dieses Redbull, das zu seiner wahrhaften Erscheinung gar nicht passte. Ach, was ich nicht alles glaubte. Und an anderen Orten dachten und lachten wir auch, denn die Welt ist rund. Nun wird es weitergehen ohne ihn. Doch wenn es schon keine Menschen fürs Leben gibt, so gibt es doch Sätze von ihm: Selig der Dichter, dessen Schmerz zur Sprache wurde.

3.

Gert Jonke ist einer, der aus der Sprache (welche man die deutsche nennt) aus ihr wie Schubert oder andere große österreichische Lieddichter, die Musik aus ihr herausholte.

Da, wo er war. Ich konnte es hören.

Auch in Bamberg. Und in Wien. Und in Berlin. In Salzburg ohnehin.

Überall ist er jetzt tot. Und lebt. Aber ich weiß nicht wie, wenn ich von seinen Sätzen absehe, die auch uns, die wir sie noch lesen können, überleben werden.

Es ist kein Trost, daß es keinen Trost gibt.

Alles Nahe ist so weit an der Nahtstelle von Himmel und Erde.

Wien, Zentralfriedhof, Ehrengrab, es wird ein Joint Venture aus Chrysanthemen und Wintermänteln gewesen sein.

Ich weiß nicht, was der evangelische Geistliche dazu auf dem Zentralfriedhof gesagt hat zu dem, was doch sprachverschlagent ist wie das Nichts, vielleicht hat er aus den Psalmen zitiert:

Vielleicht:

„Der Mensch ist nichts als Gras“

„Eine Andeutung nur, ein gewisses Nichts ist der Mensch.
Ein Schatten an der Wand entlang
der Mensch, der geht“

„Denn er weiß ja, was wir sind:
Staub sind wir (nur)
Wie Gras sind wir (nur),
und so sind unsere Tage
Wir blühen (ja) nur
Sind einmal nur da,
wie auf der Wiese.“

4.

Ich habe ein Poesiealbum. Und da steht:

„Den Kühen wird die Milch schon in den Eutern sauer,
Erfreuten Melkern bröseln in die Hände fert 'ger Quark.
Der Cambembert tropft uns 'rer Kleinstadt auf den Park.
Dies Land: Verschüttet wird's von Quargels Hagelschauer!“

Das war am 21.10.1996 in Wien, unser (damals noch: unser) Residenz Verlag feierte einen runden Geburtstag - und wir waren alle vergnügt, fast schon übermütig, lebten, als wäre es aus einer Laune heraus. Als wäre es zum Lachen.

Da bin ich schon wieder bei Abraham.

Beide hatten eine Sprache, selbst für das Nichts. „Merk 's Wien! Das ist: des wüthenden Tods umständige Beschreibung“ Und dann: „Omnes morimur. Es muß gestorben sein. Und wer 's nicht glauben will, frag Wien in Österreich darumb.“

Der streitbare und unbestreitbar wortgewaltige Sprachmensch, der auch ein paar Jahre in Graz verlebte, den ich in keiner Weise mit Gert Jonke in Zusammenhang bringen möchte, nur in einem: so ein wortgewaltiger Sprachmusikmensch war Gert Jonke auch. Und daß sie eine Sprache hatten. Selbst für das Nichts.

Das ist aber schon etwas! – Beide hatten es mit Musik zu tun, und das merkt man ihren Sätzen und Büchern auch an, mehr als sonst irgendwo. Ihre Bücher sind auch ein von der Musik geprägtes Dichtungsprosa-Barock.

Schon äußerlich kamen sie von der Musik her. Abraham („nicht jeder hat Stroh im Kopf, der unter einem Strohdach geboren wurde“) hatte einen geistlichen Onkel, einen Musiker, der seiner musikalischen Leistungen wegen vom Kaiser (es war noch der in Wien residierende Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation) in den Adelsstand erhoben wurde, Abraham von Megerle, der sich bald seines schwäbischen Neffen annahm. Gert Jonke stammte bekanntlich von einer Musikerin ab, und war auch selbst einer. Wie auch Abraham: beider Sprache beweist es.

Was Abraham, der... ein ganz anderer war, ich habe ihn ja nicht gekannt, im Gegensatz zu Gert, habe ja nur seine Bücher, und was über ihn geschrieben wurde, und wie er (es waren finstere Zeiten) vereinnahmt wurde, mit Gert Jonke doch verbindet, ist die musikalische Grundierung ihrer Sprache, die dem Tod die Stirn bot und etwas war gegen das Nichts: dem Nichts etwas entgegenstellte. Abraham hatte es mit der Pest zu tun und mit dem drohenden Tod in allen Formen, wie er so kommen kann als Krieg und Belagerung – das ist immer dazuzudenken: es war die Angst vor dem Tod, das drohende Ende, das Abraham zu manch politisch unkorrekten Satz hinreißen ließ, für den er sich heute wohl schämen würde – Aber es gibt genügend andere, die stehen bleiben können.

Gert Jonke hatte es mit uns zu tun, und dem Gesicht unseres Lebens und Todes.

Sätze gegen unseren Tod. Ja. Das ist doch etwas. Wenn es schon keine Menschen fürs Leben gibt, so gibt es doch Sätze.

„Viele Leute fürchten sich vor dem Tod,
wie die Kinder vor dem Wau-Wau.“

Sagte Abraham a Sancta Clara und starb.
Ich weiß, das hätte Gert Jonke gefallen. Und darum steht es hier.

Der Tod und der Wauwau, was für ein Wort! Ein Kinder- und Dichterwort, das wir auch zu den Vermißten, Verschwundenen und Toten rechnen müssen.
Ich habe immer auch das Kind in Gert Jonke herausgehört und gesehen, als wäre er zum Spielen hierhergekommen, zu Musik und Theater.
Es lebt aber doch, und so auch der einzige Gert Jonke.

5.
Einst ging ich durch ein Föhrenwäldchen im Sand gleich hinter der Dünung von Longeville sur Mer.
Und als ich auf der Höhe derselben stand, im Begriff, mir selbst: das Meer! zu sagen, und schau! sah ich das Blau, als reimte sich es sich auf meine Augen, als wären Augen und Meer ein Endreim, dabei waren wir doch nur die zwei Pole, zwischen denen sich die Welt entfaltetete: zwischen Augen und Meer: dort das Meer, hier meine Augen, und dazwischen nichts als die Welt. Wie schön! Dachte ich, als wäre alles ein Reim auf Blau, auf Anfang und Ende. Das ganze Blau, das nun weiterging über alle Tropen bis zu den Eisbergen. Und davor und dazwischen die Menschen, so wie sie geschaffen waren oder nicht, Menschen, die auf Muschelsuche oder nach sonst etwas waren, möglicherweise auf der Suche nach sich selbst.
Da kam ein Kind, ein Junge, mit seinen Schwimmringen und Eltern.
Gehen konnte er schon und auch das Wichtigste sagen, aber noch nicht schwimmen. Wahrscheinlich lernte er es auf dem Rücken des Vaters in jenem Sommer, der Schnee von gestern ist, wie Vater und Junge auch. In diesem Meer.
Und das Kind rief, als es das Meer sah: La Piscine!
als wäre es nichts als ein Swimming Pool.

„Die Welt ist ein Meer,
die Menschen sind die stolzen und aufgeblasenen Wellen,
das Ufer ist der Tod.“

Dieses Kind erinnerte mich sehr an Gert, so hat er auch geschaut und gestaunt. Aber dabei blieb es nicht. Es kam etwas dabei heraus, für das wir „Grazie“ sagen dürfen.

Arnold Stadler

Gert Jonke
oder
Über die Aufhebung der Schwerkraft

Gert Jonkes Literatur löst unsere vertraute Welt in bisher ungesehene Bilder, in bisher nicht gedachte Gedanken, in bisher ungehörte Sprachmelodien auf. Er ist ein Sprach- und Welterfinder, ein Wort- und Weltverzauberkünstler. Seine Texte sind Ohren-, Augen- und Kopf-Abenteuer, gerichtet gegen die Zumutungen der sogenannten Wirklichkeit. Seine Literatur ist wie ein neues Sinnesorgan, das die

Natur- und Menschenwelt in ihren Verzerrungen und Beschädigungen, aber auch in ihren ungeahnten und unentdeckten Möglichkeiten und Schönheiten wahrnimmt und beschreibt.

So phantastisch und unerhört die poetischen Erfindungen Gert Jonkes sind, sie sind in ihrer unbändigen Sehnsucht nach Glück, nach Leichtigkeit und Schönheit zugleich auch zutiefst politisch, weil sie das Verfestigte als unfest, das Unvorstellbare als denkbar und das Unmögliche als möglich beschreiben. In seinen Texten hat das Wünschen noch allemal geholfen, und nach den Worten des Predigers aus der *Versunkenen Kathedrale* muß bei Gert Jonke „Kein Nagel mehr fürchten, daß ihm irgendein Hammer hinterhältig den Kopf einschlägt.“ Und was uns betrifft, heißt es dort: „Die Dornen der Rosen werden uns streicheln.“ Möge der Tag kommen.

Wie macht Gert Jonke das? In seinem Gedicht „Ich bin Schriftsteller“ heißt es:

*Ich verwende meine Füllfeder als Aussichtsturm
den Aussichtsturm als Schiffsmast
den Schiffsmast aber als Uhrzeiger welcher
auch der zu Stein fossilisierte Speer eines
Schwertfisches sein soll den man zwischen zwei
flügelartige Himmelshälften gespannt hat um
mit deren Hilfe ordentlich diesen Tag zu
überqueren und hernach im Gasthaus zu verschwinden!*

*Am Scheitel dieser gebogenen Flugbahn
klettere ich einen Morgen weiter*

Die Füllfeder als Aussichtsturm, als Schiffsmast, als Uhrzeiger, als der versteinerte Oberkieferfortsatz des Schwertfisches, der die Himmelshälften zusammenhält, mit deren Hilfe man den Tag ordentlich durchquert – ein sonderbares Gerät ist diese Füllfeder: ein Ausguck, ein Zeitmesser, ein Fossil und ein Fortbewegungsmittel, mit dem sich Raum und Zeit nicht nur durchmessen, sondern aufheben lassen und das, nicht zuletzt, für himmlische wie für irdische Lokalitäten gleichermaßen geeignet ist, denn schließlich endet die Reise ja in einem Wirtshaus. Jonkes Füllfeder verfügt über all jene Fähigkeiten und Fertigkeiten, oder besser gesagt, über jene Wunderkräfte, die den erfindungsreichsten, den phantasievollsten, den sensibelsten, den versponnensten und versonnensten, den lebensnahesten und wirklichkeitsfremdesten, kurz, den wahren Dichtern immer schon zu Gebote standen: ich nenne nur vier aus der näheren Verwandtschaft Gert Jonkes: Jean Paul, Novalis, Robert Walser und Jorge Luis Borges.

Dieses wundersame und wunderbare Gerät, Jonkes Füllfeder, ist in dem zitierten Gedicht Instrument und Metapher zugleich, ist Schreibgerät und Sinnbild der Poesie. Und diese Poesie ist nicht, wie eine Journalistin einmal meinte, „Weltflucht“, sondern, ganz im Gegenteil, sie ist Welteroberung. Denn Jonkes Bücher umkreisen letztlich ein einziges Thema: Die Frage, wie wirklich die Wirklichkeit ist; wie unsere Sinnesorgane, wie unsere Sprache die Wirklichkeit erfassen und erkennen können und umgekehrt: wie verlässlich unsere scheinbar unverrückbaren Ordnungen von Raum und Zeit sind und wo die Grenzen zwischen Ich und Welt verlaufen. Die „Wirklichkeit ist“ nämlich, wie es in der Erzählung „Schule der Geläufigkeit“ heißt, oft nichts anderes als „eine gute Erfindung“. (Es ist kein Zufall, dass Gert Jonke die Erzählungen der Astrophysiker und der Naturwissenschaftler über die Entstehung des Universums und des Lebens liebt hat).

Die Wirklichkeit, gebrochen, gefiltert und verzerrt durch wissenschaftliche, journalistische, juristische, politische, religiöse oder private Erklärungen, Anschauungen und Einbildungen, löst sich in unserer Wahrnehmung auf in Meinungen und Spiegelungen von Meinungen. Die Medien sind die

Generalunternehmungen für die Erzeugung und Vorgaukelung dieser konstruierten und synthetisierten Wirklichkeiten. Wer wagt noch zu behaupten, daß das, was er in den Zeitungen liest, daß das, was er im Fernsehen sieht, etwas mit der sogenannten Realität zu tun habe, geschweige denn, daß es ‚wahr‘ sei. Erleben, Empfindung, Gefühl sind, so Jonke, von diesen künstlich erzeugten Wirklichkeiten meist abgetrennt. Die fortwährende Manipulation, Entstellung und Verzerrung der Wahrnehmung zerstört und beschränkt den einzelnen nicht nur in seinem Verhältnis zur Realität, sondern auch im Verhältnis zu sich selber, Sie hindert ihn, sich als ‚Ich‘ zu erleben. Konsequenterweise verweigert Jonke dem Erzähler und der Hauptfigur im Roman DER FERNE KLANG deshalb auch das Personalpronomen ‚Ich‘. Der Roman ist durchgehend in der ‚Du‘-Form geschrieben.

Um mit Sicherheit ‚Ich‘ sagen zu können, gar nun ‚Ich bin ich‘ sagen zu können, bedürfte es anderer Voraussetzungen als derer, unter denen und mit denen wir leben. Jonke hat diese Voraussetzungen am Beginn und am Ende von DER FERNE KLANG benannt und somit gleichsam doppelt bekräftigt:

Ich, was heißt denn schon ich? Können Sie mir das sagen? Nein? Na sehen Sie. Richtig ich könnte man vielleicht höchstens dann zu sich sagen, wenn die Empfindungen und Gefühle, das ohnedies Brauchbarste, worüber man verfügen kann, wirklich in vollem Ausmaß empfinden und fühlen könnten, was alles empfindbar und fühlbar wäre, wären sie nicht abhängig und gefesselt von einem anatomisch spießbürgerlichen Körpersystem, das aufgrund seines dilettantischen Aufbaus ihre vollwertige Entfaltung verhindern muß. Und an ein solches Ich käme man, wenn überhaupt, nur ganz langsam tastend heran, und selbstverständlich ausschließlich per Sie.

Die Besinnung auf das Brauchbarste, was wir haben, auf unsere Empfindungen und Gefühle, die Besinnung auf die „wirklich schöpferischen Eigenschaften in uns“, würde freilich einen völligen Umsturz unserer Lebensgewohnheiten bedeuten. Es würde, wie Jonke in seinem Essay „Meine Sprach-Nacht- und Traumheimaten“ schreibt, eine „Abkehr von den momentan als ‚Wirklichkeiten‘ vorherrschenden Mentalitäten Macht, Geldgier, Besitz mit sich führen“ müssen. Das darf man ruhig, das muß man wiederholen, denn es führt ins Zentrum von Gert Jonkes Denken und Schreiben: Die Besinnung auf das Brauchbarste, was wir haben, eben auf unsere Empfindungen und Gefühle, und auch die Besinnung auf die „wirklich schöpferischen Eigenschaften in uns“, würde eine „Abkehr von den momentan als ‚Wirklichkeiten‘ vorherrschenden Mentalitäten Macht, Geldgier, Besitz mit sich führen“. Dieser Besinnung auf unsere schöpferischen Eigenschaften stehen jedoch nicht nur die momentan als ‚Wirklichkeiten‘ vorherrschenden Mentalitäten Macht, Geldgier und Besitz, steht nicht nur unser anatomisch spießbürgerliches, völlig unbrauchbares Körpersystem entgegen, sondern vor allem unser sprachlicher Wahrnehmungs- und Mitteilungsapparat. Dieser unser Sprachapparat, so Jonke im Anschluß an den Sprachphilosophen Fritz Mauthner, dient „eher dem herkömmlichen Mißverstehen, denn einem Verstehen“. Um also zu jenen wirklich schöpferischen Eigenschaften vorzudringen, bedürfte es einer anderen, einer „neuen Sprache“, einer Sprache, die, so Jonke, ein „poetisches Forschungstransportmittel“ ist, das „eigentlich Unsagbares‘ zum Ausdruck zu bringen versucht“. Nur eine Sprache, die über sich hinausweist, die die Stereotypen der Medienwirklichkeit und des gesellschaftlichen Verkehrs, die die Automatismen der herkömmlichen Wahrnehmung und des alltäglichen, gleichsam bewußtlosen Sprechens durchbricht, kommt nach Jonke in die Lage,

bislang Unbekanntes, wenn schon nicht zu benennen, dann wenigstens anzutippen und zu berühren und auf solche Weise neue, uns bislang unbekannt gewesene Empfindungen, Gefühle oder auch Ideen zu erzeugen, die wir vielleicht gerade heutzutage dringender benötigen als sonst was.

Jonke bezeichnet die Arbeit an diesem seinem Lebensprojekt der ‚Erfindung‘ einer neuen poetischen Sprache in seinem Essay zu Recht als „künstlerische Forschung“, weil sie das Schöpferische mit dem Analytischen wissenschaftlichen Arbeitens zu verbinden sucht. In seiner Erzählung „Erwachen zum großen Schlafkrieg“ wird diese Suche nach einer ‚neuen Sprache‘ beschrieben und vorgeführt in einem. Die Sprache Jonkes geht hier an die Grenze des Sagbaren. Sie erhebt eine Forderung, deren Erfüllung sie gleichzeitig darstellt. Die Schriftstellerin spricht, wer sonst könnte so sprechen:

*[wir werden] eine neue Sprache brauchen, die wir uns nach und nach erwerben müssen, aber deren Worte uns jetzt noch im Mund steckenblieben, weil sie uns keine griffbereiten Sätze wie üblich in die uns zukommende Vergessenheit voraus fortschwimmen ließe; eine Sprache, in deren Gedankenreiseverkehrsnetz unsere Verständnisexpeditionen weiter gelangten als in eine vorausgebreitet fernere Erinnerungsprovinz, in der uns bald das bleibend unbegreiflich persönliche Fremde vertrauter würde, indem wir dieser beharrlich uns überholenden Wortsegel einmal habhaft würden; eine Sprache, deren Satzflügel uns weit überspringen, unseren Augen vorausverschwinden, deren Ausdrucksklangbereiche ihre unverglichenen Sprechweisen auf den Schriftwegen zwischen den Unterkünften einer solch befreienden Zukunftsgrammatik wären, von deren Nachrichten bekleidet es Dir keine noch unbekannte Sprache verschlagen kann wie jetzt mit den uns nachhinkend nachgeschleiften Behinderungssätzen, die wir uns zuwerfen, nachwerfen bis in die vor uns hingestreuten verlassenen Dörfer eines uns hinkünftig neuen Vokabulars, dessen Worte vor uns die Flucht ergreifen, weil sie uns fürchten oder weil wir ihnen noch nicht gewachsen wären, zu langsam, die scheue Erkenntnismacht des Vorüberfliegens ihrer unsere Blickprovinz querenden Luftschriften einzuholen, aber sicher nicht, weil deren Bedeutungskraft unser Denken gefährdete, nein, eher umgekehrt liefen jene Worte vor uns lieber fort, ehe wir ihnen die zerbrechliche Gefühlsweisheit der durchsichtigen Silbenlautschleier ihrer Empfindungsklanghaut zerstört hätten, sobald sie uns über die Lippen gesprungen wären!
Eine Sprache, deren Redewendungskarawanen vor uns das Feld räumten, ehe ihre flinken Lichtzeichensignalsätze von uns in den Mund genommen würden und verschluckt.
Wir brauchen eine neue Sprache, die sich nicht einfach von uns überreden lassen wird.*

Das ist das Einzigartige und Wunderbare am Schriftsteller Gert Jonke: daß er tatsächlich eine eigene poetische Sprache erfunden und entwickelt hat, die so unverwechselbar, so eigen ist wie die Klangwelten Mozarts oder Schuberts. Man hört ein paar Takte und weiß, von wem die Musik geschrieben wurde. Man liest ein Buch von Gert Jonke und wird für den Rest seines Lebens unter Tausenden und Abertausenden von Sätzen einen Jonke-Satz erkennen.

1913 schrieb Arnold Schönberg im Vorwort zu den *Sechs Bagatellen* (op. 9) von Anton von Webern, diese extrem kurzen Kompositionen drückten „einen ganzen Roman durch eine einzige Geste, ein Glück durch ein einziges Aufatmen“ aus. Etwas von diesem Glück vermitteln auch die Texte von Gert Jonke, der eine seiner schönsten und berührendsten Novellen dem Unglückstod Anton Weberns gewidmet hat. Nicht nur in dem etwas banalen, aber durchaus konkreten Sinne, daß beim Lesen immer wieder ein befreiendes und beglückendes Aufatmen sich einstellt, wenn wieder eine über Seiten sich hinziehende, ganz abenteuerlich verschlungene Satzkaskade zu ihrem überraschenden und guten Ende kommt, sondern in dem sein ganzes Schreiben bestimmenden Sinne, daß nur in der Kunst der Traum von einem anderen Leben, von einer anderen Sprache sich verwirklicht. Metaphorisch gesprochen gelingt Jonke mit seiner Sprache das, was die flachsblonde Seiltänzerin Daniele in seinem Roman *DER FERNE KLANG* vorführt. Sie spannt sich allein mithilfe ihrer Konzentration und Vorstellungskraft ein Seil unter ihren Füßen und spaziert darauf zwischen Himmel und Erde.

Nun, da sein Mund verstummt ist, da er aufgehört hat, seine nie zuvor gehörten Worte und Sätze zwischen Erde und Himmel, zwischen dem Wirklichen, dem Erdachten und Erhofften zu spannen, da er aufgehört hat, unsere Vorstellungskraft mit seinen poetischen Glücksempfindungsblitzen zu reizen und zu beleben, können wir, wenn wir ihm begegnen wollen, uns nur noch an seine Bücher halten. Bei seinem letzten öffentlichen Auftritt, am 4. Dezember 2008 im Kunstverein für Kärnten in Klagenfurt, hat Gert Jonke, wie er es gern bei seinen Lesungen getan hat, zum Abschluß einen seiner Texte auswendig vorgetragen. Es war, auf den Tag genau ein Monat vor seinem Tod, nicht, wie so oft, sein allererstes Gedicht – das über die Spiegelungen der Wirklichkeiten auf dem Wasser des Lendkanals in Klagenfurt, diesmal war es der letzte Text aus seinem letzten Buch *Die versunkene Kathedrale und anderes*. Er trägt den Titel „Zum Abschied“ und er handelt, bis zu seinem allerletzten Satz – und es war dies der letzte Satz, den Gert Jonke öffentlich gesprochen hat – vom Wiedersehen:

Einmal da und einmal dort, einmal hier bei Ihnen allen zusammen und einmal auf der Terrasse bei mir am Penthaus oben, und wir freuen uns schon sehr darauf.

Günther Freitag

GERT

– Rede zur Beerdigung von Gert Jonke am 19. Januar 2009 auf dem Wiener Zentralfriedhof. –

*tell Summer No
(GMH)*

Die Zeiten, als der strenge liebe Gott noch persönlich auf die Erde kam, um nach dem Rechten und nach dem Unrechten zu sehen, sind vorüber. Bisweilen aber schickt er einen der Seinen auf die Erde, um uns an ihn und an seine Wunder zu erinnern. Die armen Boten, sie sind eindeutig nicht für unsre Welt gemacht: Sie müssen ihre Flügel in Jackenärmel zwängen, und wenn sie dann hier auf die Erde stürzen, dann kommen sie hart auf, und es bleibt ihnen ein leichtes Hinken. Rasch merken sie, wenn sie ihre Botschaft hörbar machen wollen, dass sie werden müssen wie wir. Das aber gelingt ihnen nicht recht, und so behalten sie selbst in nächster Nähe immer auch etwas Unbegreifliches.

Gert lebt nicht mehr, das ist die Wahrheit, auch wenn wir ihn alle noch vor uns sehen. Wann auch immer jeder von uns ihn zuletzt getroffen hat – und wie oft hat man sich das nicht in den vergangenen Tagen in Erinnerung gerufen –, damals lebte er noch und wir auch, und jetzt leben nur noch wir, er aber nicht mehr. Der Schmerz, den das bedeutet, ist nicht bei allen der gleiche, das ist die andere Wahrheit, aber ein Schmerz ist es für jeden von uns.

Wenn ein Künstler, den wir liebten, diese Erde verlassen hat, trösten wir uns gern damit, dass wir sagen: Aber wir haben doch sein Werk! Wie wahr, und so wird es einmal gelten. Aber jetzt, jetzt fehlt er uns, seine Stimme, sein Gang, und sein Blick ums Eck direkt in unsere Augen und durch sie hindurch. Nicht um uns zu erkennen, geschweige denn zu ertappen, sondern um uns zu bedeuten: Hier bin ich, und wie beruhigend, dass da du bist, wir sind beieinander, wie schön.

Angst musste wahrlich niemand vor ihm haben. Freundlicher als er war kaum wer, und wenn sich dann seine Freundlichkeit manchmal vorsichtig zärtlich annäherte, fragte man sich: womit hab ich das verdient?

Es ist ja keine Schande, Feinde zu haben, aber hatte er welche? Doch, er hatte Feinde. Namenlose,

ungerufene, die in ihm drin steckten und unberechenbar waren. Gegen sie war auf die Dauer nichts auszurichten, nicht mit Chemie, nicht mit Erfolg und bisweilen, so weh es tat, nicht einmal mit Liebe. Dann konnte man nur noch beim Aufräumen helfen; manche Frauen, manche Männer haben das getan. Danach aber kam aus der Erschöpfung der Schlaf über ihn, und im Schlaf kam der Traum, den es ins Wache hinüberzuretten galt. Denn im Traum begannen die Klänge und die Bilder, die in ihm zu leuchten anfangen, und im Wachwerden kam dann auch die Sprache hinzu, die spröde Gefährtin, die er gelockt und geherzt, gestreichelt, umarmt und geliebt hat, bis sie selber zu leuchten begann unter seinen Händen, bis sie nachgab und auf einmal alles sagen konnte, was der selige arme Mensch erfahren und ersehnt hatte. Sie gab nach unter dem schönen Druck seiner Liebe, bis sie anfang zu glänzen und zu singen, und es zeigte sich, dass die Sprache einmal vom Himmel auf die Erde gestürzte Musik gewesen war.

Es gibt ja im Werk von Gert Jonke ganze Seiten, auf denen dieses Singen am liebsten nie zu einem Ende kommen, sondern sich in einer endlosen Melodie immer weiterschwingen möchte. Weil dieses Ende einmal aber doch kommen muss und hinter jedem noch so langen Satz der Punkt lauert, werden die Sätze noch länger, um das Ende hinauszuzögern, so lange der Atem reicht, und es ist immer wieder staunenswert und eigentlich unfassbar, wie weit der Atem dieses Sängers trug.

Die Kindheit eines unehelichen Kindes in Kärnten nach dem Krieg, die Jugend von jemandem, der für sich die Kunst entdeckt hatte, was immer zu einem Kampf wird, der Triumph dann, der sich mit den ersten kleinen und bald größeren Erfolgen daraus ergab, die jetzt auch von anderen bestätigte Gewissheit, dass man etwas so kann, wie es niemand kann, endlich die grandiosen Lebens- und Traumphantasien der großen Erzählungen und schließlich die Liebe des Publikums, dem er Momente reinen Bühnenglücks beschert, und die Liebe der Bühnenkünstler, denen er ihre ganze Zauberei, die sie Abend für Abend verteidigen müssen, als Erfüllung unser aller Träumerei geschenkt hat.

Er war ein sehnsüchtiger Mensch, und das war nicht zuletzt ein Zeichen seiner Erfahrungsintelligenz: Sehnsucht kommt dann auf, wenn man die Trennung begriffen hat und die Unmöglichkeit ihrer Überwindung. Keine Trennung aber ist schmerzlicher zu erfahren als die der Selbstverlorenheit; aus ihr erwächst das Motiv des Doppelgängers, des anderen Ich, des Fremden in einem selbst. Gert Jonke wusste davon sehr viel, weil er aber auch ein Gesegneter war, wusste er, dass ihm eine Sprache zugefallen war, mit der er Momente, Sätze und Szenen erfinden konnte, in denen die Sehnsucht einen solchen Hitzegrad erreicht hatte, dass für lange Augenblicke alles Getrennte zusammenschmolz, sich wieder fand und fügte zu einer Musik, in der der Dichter der Dominantseptakkord ist, von dem aus alles in einen hellen Sehnsuchtsfrieden mündet.

Das klang dann wie Wunder, war aber Wirklichkeit. Gern schildern wir uns doch die Jonke-Welt als eine des Abhebens, des Traums, der Phantasie, der virtuosen Erfindung. Gerade das aber ist sie eben nicht – vielmehr ist sie Wirklichkeit, ist sie die aus Schmerzen geborene Versöhnung des Menschen mit sich selbst. Vergeben Sie mir mein Pathos. Und hören Sie lieber einen Satz lang seines, zumal er meines Wissens der einzige Autor ist, dem auch ein komisches Pathos zur Verfügung stand. So jedenfalls klingt es, wenn der Held im „Fernen Klang“ endlich SIE gefunden hat:

Glücklich lachend über den Fund IHRER Person trittst du vor SIE hin und schaust IHR endlich umgehend tief in die Augen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Liebe Ingrid, diejenige, der da damals schon so tief in die Augen geblickt wurde, das hat Gert mir vor einiger Zeit anvertraut, das warst du. Damals schon?, hab ich ihn gefragt. Ja, hat er gesagt, damals schon.

Immer, wenn ich zum Bahnhof zu den Zügen ging, habe ich an den leidenschaftlichen Eisenbahnfahrer Gert denken müssen, vor allem am Westbahnhof, wo es ihm oft schon genügt hatte, dort oben hinter

der Glaswand im Café zu sitzen und zu den Reisenden hinunterzublicken – gut, dass der alte Bahnhof jetzt verschwindet. Ich war nie in Klagenfurt in der Dr. Palla-Gasse, aber ich weiß, dass es die einzige Adresse meiner Autoren ist, die ich noch wissen werde, wenn ich sonst nichts mehr weiß. Keine Mutter meiner Autoren hat ihre Liebe so dringlich und bedrängend in Sorge zu verpacken gewusst wie seine. Wenn mir die Post Amtsbriefe oder Rechnungen bringt, denk ich an ihn, der sie nicht öffnen mochte. Schumanns Kinderszenen, die er kaum noch hören wollte, gehören für mich jetzt erst recht ihm. Wenn ich seh, wie ein Bauarbeiter sein Bier schluckt, ohne zu schlucken, denk ich an ihn. Und jede Red Bull Dose – ach, Gert.

Jochen Jung

Alle Texte erschienen in *manuskripte*, Heft 183, März 2009